

Vortrag: RAD-Tagung 2013

fremde Heimat – heimatliche Fremde

Liebe Freunde,

mich ereilte die Anfrage, für Mathias Jeschke einzuspringen, der wegen der Erkrankung seiner Frau nicht kommen kann, was ich zutiefst bedauere, denn ich war sehr interessiert, was er uns zum Thema zu sagen gehabt hätte. Und nun stehe ich hier in meinem härenen Hemd, die wortreiche Geißel in der Hand und büße in der Lücke.

Und was will ich nun hier? Das habe ich an anderer Stelle mal so formuliert:

Liebes Publikum

Ich will dich nicht belehren,
nicht dich bekehren,
nur ein paar Worte herzschlägig aufreihen,
nur ein bisschen mit dir bummeln
durch den Gedankenwust.
Gib mir Platz an deinen feuchten Fenstern,
dass mein Finger ein paar Bilder malt.
Mag durch sie die Welt schimmern,
was soll es uns kümmern?

Als wir als Redaktionsteam des RAD-Journals bei einer Telefonkonferenz über das Thema „Heimat“ nachdachten, drifteten wir immer wieder vom Kernbegriff ab in andere Richtungen. Das lag zum einen daran, dass wir der Tagung keine Inhalte wegnehmen wollten, zum anderen wollten uns folkloristische Aspekte partout nicht einfallen. Wir landeten beim Heimgehen, Totentänzen und anderem.

Bei meinem eigenen Artikel (*Der heimatlose Gott*¹) ging es mir nicht besser, ich landete immer bei den Gegenbegriffen der Heimatlosigkeit und der Fremde. Und hier und heute wird es leider auch nicht viel besser werden, meine Gedanken kreisten um die fremde Heimat oder die heimatliche Fremde und immer wieder um den Gott, der keinen Ort hat, der unterwegs ist.

In der Heimat ist man sesshaft, dort lässt man sich nieder oder geht vor Anker. In der Heimat kommt man zur Ruhe, baut ein Haus, pflanzt einen Baum und stellt einen Gartenzwerg in den Vorgarten. In der Heimat ist man verwurzelt, und erst dann kann man Bindungen eingehen. All das hat mit Sicherheit und Beständigkeit zu tun und macht das Ganze dadurch zu einem ziemlich deutschen Thema, insbesondere wenn man an Volkstümeli oder

¹ Das RAD-Journal Nr. 1/2013, S. 4f

dergleichen denkt. Glücklich stimmt mich dann allerdings, dass man nicht an morbus teutonicus, sondern an morbus helveticus (Heimweh) erkranken kann.

Heimat existiert nicht als Abstraktum oder als objektiver Begriff. Heimat gibt es nur in der Bindung an das Subjekt. Meine Heimat ist nicht deine Heimat.

Der Pädagoge Gerhard Handschuh² weist dem Begriff Heimat vier Dimensionen zu:

1. eine räumliche Dimension: für mich ist das Lüdenscheid.
2. eine Zeit-Dimension: Heimat ist für mich meine Kindheit. Wenn ich heute nach Lüdenscheid komme, ist diese Stadt nur noch zu einem geringen Teil meine Heimat. Meine Heimat ist meine Vergangenheit, meine Kindheit dort.
3. eine soziale Dimension: Ich denke an meine Eltern, Geschwister, Großeltern, Tanten, Onkel, Vettern und Kusinen und die Baptisten-gemeinde, in der ich aufwuchs. Wenn ich in großen Abständen diese Gemeinde besuche, stoße ich immer wieder auf das Phänomen, dass die Heimat der Vergangenheit in materieller Form noch in die Gegenwart reicht. Das Kirchengebäude oder die Kapelle, wie man sie früher nannte. In der Gemeinde kann ich ein Stück meiner Heimat physisch berühren, die Bänke, die Türen, die Wände, das Taufbecken. All die Erinnerungen sind dort greifbar. Da ist immer noch der Platz, auf dem einer meiner Onkel jeden Sonntag saß, aber heute sitzt dort ein Fremder. Und dann realisiere ich, dass eigentlich ich der Fremde bin, dass da nur noch wenige von früher sind, die ich kenne.
4. eine kulturelle Dimension: Die ist natürlich durch die deutsche Sprache gegeben, aber man kann das noch weiter runterbrechen. Ich bin ein Westfale, und die sind anders als Schwaben oder Friesen. Der asiatische Tourist wird dies vielleicht nicht wahrnehmen, aber in unserer Binnensicht sind diese Unterschiede unübersehbar.

Der Begriff Heimat ist für den christlichen Glauben und die Bibel kein zentraler. In der Konkordanz zur Lutherbibel kommt Heimat nur ein einziges Mal vor. Ohne Doppelungen und Parallelüberlieferungen kommen die Begriffe fremd, Fremder, Fremdling hingegen 127mal vor.

Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass Israel in Ägypten fremd war, auf der Grundlage dieser Erfahrung soll z. B. der Fremde in Israel gut behandelt werden.

Und wie sieht es mit Gott selbst aus?

² Gerhard Handschuh: Brauchtum – Zwischen Veränderung und Tradition. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Heimat. Bonn. 1990, S. 635.

Der fremde Gott

In unserer christlichen Tradition reden wir davon, dass unser Gott kein Gott ist, der fern ist, sondern ein Gott, der nah ist, der uns nahe kommt, der Mensch geworden ist. Aber er ist auch der Gott, der sich uns entzieht, dem wir wie Mose nur hinterherschauen können, den wir wie Maria Magdalena nicht festhalten können, der Wege geht, die uns fremd sind, wie einst dem Petrus, der bei der Himmelfahrt gänzlich verschwindet und durch seinen Geist doch bei uns ist.

Wir stehen immer in der Gefahr, Gott zu verorten, festzulegen. Die Nähe Gottes verführt uns zu glauben, wir hätten Gott, wir hätten ihn gar verstanden und könnten ihn auf unseren Standpunkten fest halten.

Wenn wir die Nähe Gottes zu sehr betonen wird es einseitig und falsch, denn er ist nicht allein Nähe. Gott ist der Fernnahe. Er ist das beredte Schweigen. Er ist der Fremde, der mir näher steht, als ich mir selbst.

Ich möchte die Fremdheit Gottes an einem Beispiel verdeutlichen. In der Genesis finden wir die Geschichten über Jakob, einen Charakter, den ich weder zum Freund noch zum Feind haben möchte. Er ist ein Trickser, ein Mann der Um- und Abwege, der keinen Betrug scheut, um an sein Ziel zu kommen. Er hat seine Heimat verlassen und ist in der Fremde zu Frauen, Kindern und Vermögen gekommen. In Kapitel 32 erleben wir Jakob auf der Heimreise. Er weiß, dass ihm die Begegnung mit seinem Bruder, den er um alles betrogen hatte, bevorsteht, und er hat Angst. Ich lese ab Vers 23 die Übertragung von Martin Buber:

Genesis 32,23-33:

In jener Nacht machte er sich auf,
er nahm seine zwei Weiber, seine zwei Mägde und seine elf Kinder
und fuhr über die Furt des Jabbok,
er nahm sie, führte sie über den Fluss und fuhr über was sein war.
Jaakob blieb allein zurück. –

Ein Mann rang mit ihm, bis das Morgengrauen aufzog.

Als **er** sah, dass **er** ihn nicht übermochte,
rührte **er** an seine Hüftpfanne,
und Jaakobs Hüftpfanne verrenkte sich, wie **er** mit ihm rang.

Dann sprach **er**:

Entlasse mich,
denn das Morgengrauen ist aufgezogen.

Er aber sprach:

Ich entlasse dich nicht,
du hast mich denn gesegnet.

Da sprach **er** zu ihm:

Was ist dein Name?

Und **er** sprach:

Jaakob.

Da sprach **er**:

Nicht Jaakob werde fürder dein Name gesprochen,
sondern Jisrael, Fechter Gottes,
denn du fichtst mit Gottheit und mit Menschheit
und übermagst.

Da fragte Jaakob, **er** sprach:

Vermelde doch deinen Namen!

Er aber sprach:

Warum denn fragst du nach meinem Namen!

Und **er** segnete ihn dort.

Jaakob rief den Namen des Ortes: Pniel, Gottesantlitz, denn:

Ich habe Gott gesehn,

Antlitz zu Antlitz,

und meine Seele ist errettet.

Die Sonne strahlte ihm auf, als **er** an Pniel vorüber war,

er aber hinkte an seiner Hüfte. –

Darum essen die Söhne Jisraels bis auf diesen Tag die Spannader nicht, die auf der Hüftpfanne liegt,
denn an Jaakobs Hüftpfanne an der Spannader hat er gerührt.³

Eine dramatische Geschichte, ein Kampf, der die ganze Nacht währt. Gott kommt Jakob nahe, auf unerträgliche, beängstigende, physische Art und Weise nahe. Und gleichzeitig ist er der Fremde, der anfangs nur als Mann bezeichnet wird, von dem nicht erwähnt wird, woher er kommt, noch was er will. Gott tritt als existentielle Bedrohung auf, und ein Kampf auf Leben und Tod entbrennt. Am Ende des Kampfes steht ein unfairer Griff, ein Regelverstoß, der zu einer Entscheidung führt.

Und genau hier wird unser Text spannend, denn er ist, als hätte man auf mehreren Schichten von Transparentpapier geschrieben, die sich überlagern. Lesen wir eine Überlieferung oder mehrere? Was geschieht hier wirklich? Wer redet eigentlich in diesem Dialog?

*Ein Mann rang mit ihm, bis das Morgengrauen aufzog. Als **er** sah, dass **er** ihn nicht übermochte, rührte **er** an seine Hüftpfanne,...* Wer ist er? Wer sieht hier etwas? Wer kann wen nicht besiegen? ... *und Jaakobs Hüftpfanne verrenkte sich, wie **er** mit ihm rang.* Aha, hier wird es eindeutig, wir lesen sozusagen die oberste Transparentpapierschicht, Jakobs Hüfte wird verrenkt. *Dann sprach **er**: Entlasse mich, denn das Morgengrauen ist aufgezogen.* Wer sagt das? Es muss doch der Unterlegene sein, dem die Hüfte verrenkt wurde, also Jakob. *Er aber sprach: Ich entlasse dich nicht, du habest mich denn gesegnet.* Das müsste also

³ Die fünf Bücher der Weisung – verdeutscht von Martin Buber, S. 94f, Heidelberg 1981

die Antwort Gottes sein, aber das ist völlig unlogisch, denn warum sollte sich Gott von Jakob segnen lassen? Es spricht also Jakob, dann muss das davor Gott gewesen sein. Aber das wurde doch vom Unterlegenen des Kampfes gesagt. Ihr seht, wie rätselhaft der Text ist. *Da sprach er zu ihm: Was ist dein Name? Und er sprach: Jaakob. Da sprach er: Nicht Jaakob werde fürder dein Name gesprochen, sondern Israel, Fechter Gottes, denn du fichtst mit Gottheit und mit Menschheit und übermagst.* Gott verleiht Jakob einen neuen Namen: Israel. Er bekommt diesen Namen mit der Begründung, weil er mit Gott und den Menschen gekämpft habe und gewonnen habe. Also ist Jakob der Sieger des nächtlichen Ringkampfes. Dass jemand einen neuen Namen bekommt ist ein archaisches Motiv, das in vielen Kulturen vorkommt. Wer um den Namen eines anderen weiß, hat Macht über ihn.

Im Märchen Rumpelstilzchen kommt dieses Motiv auch vor. Rumpelstilzchen hat so lange Macht, bis die Königin seinen Namen weiß und ausgesprochen hat.

Indem Gott Jakob einen neuen Namen gibt, macht er einen neuen Menschen aus ihm, der ganz zu Gott gehört. Diese Vorstellung klingt auch beim Propheten Jesaja an: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jes 43,1) Ein letztes mal bäumt sich der alte Jakob, der Trickser auf: *Da fragte Jaakob, er sprach: Vermelde doch deinen Namen! Er aber sprach: Warum denn fragst du nach meinem Namen! Und er segnete ihn dort.* Gott geht über dieses Ansinnen, seinen eigenen Namen preiszugeben, wortlos hinweg und segnet Jakob. Jakob/Israel geht körperlich versehrt, hinkend in den neuen Tag und das neue Leben.

In unseren transparenten Papierschichten können wir zwei verschiedene Geschichten der Fremdheit Gottes entdecken.

Die Geschichte an der Oberfläche erzählt von einem unheimlichen Kampf auf Leben und Tod zwischen Mensch und Gott, in der Jakobs Hüfte verrenkt wird und Gott siegt. Aus Jakob wird Israel, ein neuer Mensch, der in seine Heimat zu seinem Bruder zurückkehren kann. Die Macht Gottes hat Jakob verändert.

Die Geschichte im Untergrund verläuft anders. Auch hier steht am Anfang ein unheimlicher Kampf auf Leben und Tod zwischen Mensch und Gott. Aber hier geschieht das Unfassliche, Jakob verrenkt Gott die Hüfte und gewinnt den Kampf, wie ja Gott später selbst bestätigt. Aber was verändert dann diesen Mann, dass aus Jakob Israel wird? Gott lässt sich von dem Betrüger im Kampf betrügen, und Jakob erkennt, mit wem er gekämpft hat, wer sich für ihn verletzlich gemacht hat. Er bittet den Unterlegenen um seinen Segen. Gott gibt ihm einen neuen Namen. Vor Jakob liegt ein neues Leben, er ist ein neuer Mensch. Die Verletzlichkeit Gottes, dass Gott das Gesetz der Stärke verneint, das hat ihn verändert.

Wir kennen eine andere Geschichte, in der sich Gott schwach und verletzlich gemacht hat, nicht um einen, sondern um viele neue Mensch zu

gewinnen. In seiner Nähe ist er uns fremd und sprengt alle unsere Kategorien des Denkens und des Glaubens.

Diese Fremdheit finden wir z. B. auch sehr oft im Markusevangelium, das sogenannte Messiasgeheimnis. Die Jünger, die den engsten Kontakt zu Jesus haben, verstehen ihn oft nicht, verstehen nicht, was er sagt, und verstehen nicht, was er tut.

Das betrifft nicht nur den vorösterlichen Jesus, sondern auch den nachösterlichen Christus. Auch der Auferstandene umhüllt sich mit Fremdheit, wie man an den Emmaus-Jüngern oder an Maria Magdalena sehen kann.

Wir können davon ausgehen, dass wir auch nicht mehr Durchblick haben als Jesu Jünger. Unsere Gotteserkenntnis ist nur Stückwerk, und er selbst ist und bleibt für uns unverfügbar. Er ist der ganz Andere, wie Karl Barth sagt.

Die Bibel – eine Heimat?

(*Bild: predigendes Buchholz [Martin Schwarz]*) Die Bibel ist ein literarisches und intellektuelles Hochgebirge, das man nicht mit spirituellen Badeschlappen besteigen kann. Die Schrift fällt uns nicht in den Schoß, wir müssen sie uns erarbeiten.

Ich habe das Glück gehabt, von Kindesbeinen an mit diesem Buch groß zu werden. Es ist für mich so etwas wie Heimat. Mein Vater las uns regelmäßig daraus vor und zwar nicht die für Kinder bereinigte Fassung, er mutete uns auch Texte zu wie das Buch Richter oder die Makkabäerbücher in den Apokryphen. Als Kind einer Baptistenfamilie habe ich die klassische Laufbahn von Sonntagschule, Jungschar, Jugend und Hauskreis durchlaufen, und überall kam die Bibel vor.

Nicht genug damit fasste ich den Entschluss, neben Kunst auch noch Theologie zu studieren, so dass mich die Bibel noch intensiver begleitete. Ich kann mich erinnern, dass ich eine gewisse Übersättigung empfand, aber schlimmer noch ich litt an einer Illusion, denn ich glaubte, die Bibel in und auswendig, rauf und runter, vorwärts und rückwärts zu kennen. Ich erwartete nichts Neues mehr in ihr. Dass ich an einer Illusion litt, wurde mir schlagartig klar, als ich an die Übertragung des Alten Testaments von Martin Buber geriet. All das, was ich zu kennen glaubte war mir auf einmal fremd. Buber ging mit Raspel, Hammer und Meißel an meine geglättete Bibelkenntnis. Ich begann das AT wie einen Roman zu lesen, nicht in kleinen Portionen, sondern in langen Abschnitten, ich entdeckte den innerbiblischen Dialog der Texte und blieb an sperrigen Formulierungen hängen, die mein Vorverständnis umwarfen oder erschütterten. Neben allen theologischen Finessen, die ich im Studium erlernte, entstand in mir eine Entdeckerlust. Ich möchte in der Bibel das Fremde, eben das ganz Andere entdecken. Die Irritation bringt mich weiter als die Bestätigung meiner Vorstellungen.

Eine dritte Dimension der biblischen Texte hat mit meiner literarischen Arbeit zu tun. In meinen Texten komme ich immer wieder auf die Bibel zurück.

Auf die Frage, welches Buch auf ihn in seinem Leben den größten Eindruck gemacht habe, antwortete der Atheist Brecht: „Sie werden lachen: die Bibel.“ Und in diesem Punkt bin ich mit ihm einer Meinung. Die Bibel ist ein wahnsinniger Fundus, ein Gebirge an Themen und Stoffen, völlig losgelöst davon, ob man glaubt oder nicht. Für meine Arbeit ist die Bibel immer wieder ein Steinbruch, in dem ich herumhämmere. Ich bürste die Texte gegen den Strich und baue sie neu wieder zusammen.

Drei Dimensionen der Bibel: das kindliche Zuhause, der Ort theologischer Auslegung und der Steinbruch künstlerischer Arbeit. Manchmal wandere ich sehr schnell und fließend von einer Dimension in die andere, was für manche Menschen nicht immer leicht nachzuvollziehen ist.

Ich hoffe und wünsche mir, die Neugier zu behalten, mich mein Leben lang von der Fremdheit der Bibel überraschen zu lassen.

Kafka schrieb einmal, dass Literatur die Axt für das gefrorene Meer in uns sei. Das Zitat kann man auch auf die Bibel anwenden. Da ist etwas, da ist jemand zwischen den Zeilen, der kann mich hinterrücks packen.

Wortfeuer

Auf sein Wort starrend - sehe ich Ihn nicht;
nistet er doch in den Nischen,
im Raum zwischen den Worten,
wo der Text schweigt,
in den Baulücken der Bedeutung.
Schwarz tanzen die Lettern vor dem Weiß
Zeile um Zeile, Seite um Seite,
und verbergen Ihn in der lichten Flamme.

Helmut Gollwitzer, der evangelischen Theologe schrieb einmal: „*Theologie der Revolution* ist eine Theologie, die ... den revolutionären Charakter der biblischen Botschaft herausarbeiten will. Damit ist gemeint, dass der Gott der Bibel ein Gott der Geschichte ist, der sein Volk von Exodus zu Exodus führt, in die Wandlungen der Geschichte hineinstößt und für diese Wandlungen tüchtig macht, und dass die neue Wirklichkeit in Jesus Christus herausführt aus alter Wirklichkeit und sich deshalb immer kritisch zum Bestehenden verhält. Dieses Verständnis der Bibel steht polemisch gegen eine in der Tradition häufige Vorstellung von Gott als dem Gesetzgeber ewiger und gleichbleibender Ordnungen, die es zu verteidigen gilt gegen das jeweilige Neue in der Geschichte, also ein dynamisches Verständnis des Wirkens Gottes gegen ein statisches Verständnis.“⁴

⁴ H. Gollwitzer, Die Weltverantwortung der Kirche..., in: E. Wilkens (Hg.), Die Zukunft der Kirche und die Zukunft der Welt, München 1968, S. 72ff

Leider sind wir braven Christen recht selten revolutionär aufgelegt. Vor Jahren, in einer Sturm- und Drangzeit, als ich hauptamtlich für meine Kirche arbeitete, schrieb ich ein Revolutionslied:

Revolutionslied

Lasst uns die Banalität der christlichen Gemeinden nicht länger hinnehmen.

Lasst uns die Revolution Gottes in die Herzen und Münder pflanzen.

Lasst uns die Glaubensbewahrer, die den Wunsch Gottes verkennen,
in uns immer neu zu werden, hinwegfegen.

Lasst uns bei den geistigen Ruheständlern das verlorene
Feuer Gottes unter ihren Stühlen entfachen.

Lasst uns die Anständigen, die den Skandal
Gottes zu zähmen versuchen, aus ihrer
Wüste der Harmonie treiben.

Lasst uns die frommen
Plapperer, die

Seinen Namen der Inflation preisgeben, in Sein Schweigen führen.

Lasst uns den Lobpreistrunkenen die Münder stopfen, dass sie ihre Augen
öffnen und erkennen, dass Gott der bitteren Realität niemals entflohen ist.

Lasst uns den Gewissheitsfanatikern die Heiligkeit der Fragen zeigen,
die uns vor dem Irrglauben bewahren, Ihn zu besitzen.

Lasst uns aufhören, immer nett zu sein, sondern
beginnen, mit Seiner Liebe zu lieben, auch
wenn sie Leiden schafft.

Wenn wir nicht beginnen,
Schritt für Schritt, wie soll
Er es vollenden?

Die Dynamik Gottes ist seine Heimatlosigkeit, sie ist es, die uns Sesshaften Gott so fremd macht. Wir Verfestigten und Verwurzelten wollen ihn festhalten, festlegen, festnageln – nicht nur auf unseren Standpunkten und auf dem Kreuz, wir wollen ihn auch auf seinem Wort festnageln, denn es ist einfacher, an ein Buch zu glauben als an den lebendigen Gott, der an mir vorüberzieht in einem *verschwebenden Schweigen*.⁵

Zyklus

Alle sieben Tage
klopfen wir
an den toten Vokabeln
suchen
den fremden Klang
suchen
das verborgene Leben
gleichzeitig

⁵ 1. Kön 19,12 (in der Übertragung von M. Buber)

in Angst es zu finden

Fremd in der christlichen Gemeinde

Ich liebe die christliche Gemeinde, ich bin ihr aufgewachsen und kann mir eine Leben ohne sie nicht vorstellen. Leib Christi ist eine faszinierende Sache, die real existierende christliche Gemeinde hingegen ist oft ein wenig anstrengend. Oder anders gesagt: In der Liebesbeziehung zwischen Gott und Mensch spielt die christliche Gemeinde die Rolle der Schwiegermutter. Aber wie es ist im Leben, kannst du nicht leben mit der Mischpoke, kannst du nicht leben ohne sie.

Im Theologiestudium durchlebte ich eine fruchtbare Krise, indem ich vor grundlegenden Fragen stand. Warum bin ich Christ? Was ist die Grundlage meines Glaubens? Warum bin ich in vierter Generation ein Baptist? Ich dachte über meine religiöse Identität nach und über meine religiöse Sozialisation. Das führte dazu, dass ich im Studium einen Schwerpunkt in Kirchengeschichte legte. Am Ende meines Studiums war ich ein sehr überzeugter Freikirchler, und hatte gelernt, dass mir die Spiritualität der katholischen Kirche näher steht als die der evangelischen Kirche, was man in einer Freikirche auch nicht unbedingt jedem sagen kann.

Die beste Methode, in eine gewisse Distanz zur eigenen Kirche zu treten, ist hauptamtlich für sie zu arbeiten. Genau das habe ich fast acht Jahre getan und bin dabei sehr ökumenisch geworden. Ich lernte viele Gemeinden kennen, viele Probleme, viele Unvollkommenheiten, viele Ärgernisse.

Im Kern geht es ja um das Reich Gottes und das ist glücklicherweise mehr als jede Ortsgemeinde und mehr als jede Konfession. Ich bin kein Freund des Church-Hoppings, im Gegenteil, es ist wichtig, sich an einer Stelle verbindlich einzubringen. Verbindlichkeit bedeutet aber nicht, sich auf Gedeih und Verderb fesseln zu lassen, nicht an eine lokale Gemeindetradition, nicht an eine spezielle theologische Richtung. Eine gesunde Gemeinde braucht Vielfalt, Vielfalt der Theologie, Vielfalt der Spiritualität, Vielfalt der Form, Vielfalt der Tradition und und und. Einseitigkeit führt zu Mängelscheinungen. Allerdings scheuen wir Menschen auch immer wieder die Vielfalt, weil sie uns verunsichert. Wäre es nicht viel netter, wenn alle tickten wie ich?

In meiner hauptamtlichen Zeit begegneten mir immer wieder Menschen, die meine Kritik am Sicherheitsdenken der Christen und die Freiheit meiner Theologie für bedrohlich hielten. Als ich den Schuldienst wechselte, befürchteten meine Fachkollegen, ich sei ein Fundamentalist, weil ich einer Freikirche angehöre. Bei solch konträren Befürchtungen, dachte ich, kann ich gar nicht so falsch liegen. Jede christliche Konfession neigt zu Einseitigkeiten und spezifischen Spleens, deshalb ist ein gewisses Gefühl der Fremdheit in der eigenen Konfession theologisch recht gesund.

Herbst

Vor dem Fenster erblickt man
die fliegenden Blätter bunt und schnell.
Fliegt! ruft man ihnen zu.
Spottet derer, die sich immer festklammern
an ihrem dünnen Ast!
Spottet der Rechthabenden, der Rechtgläubigen;
Spottet des Todes!
Kostet die Zeit des Fluges aus,
denn die Zeit ist zu kurz.
Mögen die anderen weiter Haltung bewahren
recht haben und recht glauben,
sie sind nicht geflogen.

Als Künstler in einer Gemeinde zu leben, habe ich nicht gerade als eine einfache Sache erlebt. Das, was ich denke, sage, schreibe und tue, ist den meisten ziemlich fremd. Außerdem gab es manchmal seitens der Gemeinde Ratlosigkeit, was man mit einem wie mir anfangen kann. Als ich im Kunststudium fragte, ob ich meine Fähigkeiten in die Gemeinde einbringen könnte, schlug man mir nach einer Zeit der Beratung vor, ich könne doch den Keller streichen. Als ich mich mehr und mehr zur Literatur bewegt hatte, freute man sich sehr über Beiträge, aber man wünschte sie sich netter, einfacher, harmonischer und nicht so anspruchsvoll. Gerade auf den letzten Einwand reagiere ich inzwischen allergisch. Ja, in den Künsten ist etwas, das uns ansprechen will. Und wenn wir sehr fein darauf achten, kann aus dem etwas ein jemand werden. Woher röhrt bei so vielen Christen die Angst, dass sie von etwas in der Kunst angesprochen werden könnten? Ist es die Angst vor der Herausforderung, dass man sich auf den Weg machen müsste, das Gewohnte, die Heimat verlassen müsste? Des öfteren wurde ich aufgefordert Gedanken oder Pointen zu entschärfen. Man möchte sozusagen ein Chicken-Curry, aber ich soll bitte, bitte den Curry weglassen.

Die Sehnsucht nach Harmonie, Sicherheit und Einfachheit, die mir in christlichen Kreisen immer wieder auffällt, wirkt auf mich wie ein Peter-Pan-Syndrom. Die Menschen haben gelernt, in einer komplexen Welt zu leben und zu arbeiten, sie haben gelernt, mit einer komplexen Medienwelt umzugehen und sie leben in zunehmend komplexen Beziehungsstrukturen. Aber im Glauben und in der Gemeinde soll es einfach und überschaubar sein. Man wünscht sich eine schlichte Theologie in Schwarz und Weiß. Hierbei besteht die Gefahr, dass Glaube zur Flucht aus der Realität verkümmert, dass die Gottesvorstellung zur

Projektion wird. Jesus sagt, wir sollen wie die Kinder werden, aber er sagt nicht, dass wir Kinder werden sollen und erst recht nicht kindisch.

Kannst du nicht mal ein schönes Anbetungslied schreiben? Das wurde ich mal gefragt. Nein, ich kann es nicht, ich habe es probiert. Das liegt mir einfach nicht. Ich bin in einer Demokratie geboren worden und habe als Demokrat gewisse Verständnisschwierigkeiten mit Monarchievokabeln und –bildern, die in vielen Liedern vorkommen. Das, was ich zu sagen habe, klingt anders:

Zerbrochene Krüge

Wenn wir ein Gefäß wären,
heil und intakt,
gefüllt mit dem Heiligen Geist,
dann könnten wir nur
etwas vom Geist Gottes weitergeben,
wenn wir von ihm überflössen.

Aber wie selten sind die Momente,
in denen wir von Gott überfließen!

Deshalb benutzt Gott
die Risse und Sprünge in unseren Gefäßen
und fließt durch sie
von uns
zu anderen.

Manche meiner Texte sind sehr kritisch oder satirisch überspitzt, aber das, was ich sage, sage ich nie als Außenstehender, sondern als einer, der dazu gehört.

Epiphanias

Wie wäre es
wenn er erschiene
hier – bei uns
zwischen Tag und Werk
zwischen Wollen und Sein

Wie wäre es
wenn er erschiene
in einer Zeit
in der es nur um eine
gute Erscheinung geht

Wie wäre es
wenn er erschiene
in den leeren Kirchen
wir kämen gerannt und
freuten uns scheinbar

Jeden Tag sage ich
Herr - warte noch
die Zeit scheint nicht reif
es kommen andere Zeiten und
hoffentlich andere Menschen

Mir selber fremd sein

Ein Nachtmahr

Ich wurde wach. Es war Nacht, nur der Mond strich mit seinen kühlen Fingern über die weiße Zimmerdecke. Genüsslich räkelte ich mich in der warmen Mulde, die ich mir im Schlaf geschaffen hatte. Gewohnheitsgemäß tastete meine Hand zu dem Platz neben mir, aber dort war es kalt und leer. Erstaunt öffnete ich die Augen ganz, so dass mein Blick auf die im Mondlicht fahlgelben Wände fiel.

Ich hasse Gelb! das war der erste Gedanke, der mir durch den Kopf ging. Gelb, Gelb, Gelb, dachte ich. Und auf einmal: Kein Zimmer meiner Wohnung hat gelbe Wände.

Unwillkürlich stemmte ich meinen Oberkörper hoch. Das Bett: fremd. Der Schrank: fremd. Die Deckenlampe: fremd. Es raste in meinem Kopf. Wo war ich? Wie war ich hierher gekommen? Als Kind hatte ich mit Schlafwandeln zu tun, aber das war viele Jahre her. Mein Herz klopfte, als wäre ich eine lange Strecke gerannt.

Plötzlich erstarrte ich, im Nebenzimmer hatte es geknackt. Ganz Ohr geworden zwang ich mich die Räumlichkeiten zu erforschen. Stille, absolute Stille. Erst ganz langsam begann mein Ohr Geräusche aus dem Schweigen herauszuschälen. Zuerst das gemessene Ticken einer großen Standuhr, dann das schlaftrige Surren eines Kühlschranks, und schließlich hörte ich es atmen. Es mussten mehrere Personen in der Wohnung oder dem Haus sein, denn ich hörte verschiedene Atemrhythmen. Mit kaltem Schrecken in den Gliedern schwang ich die Beine aus dem Bett und tastete nach meinen Schuhen. Meine Hand griff instinktiv zum Fußende, um sich die Hose zu holen. Ich stutzte, das war nicht meine Hose. Ohne Licht zu machen stellte ich mich ins Mondlicht, um meine Kleidung zu inspizieren. Über der Unterwäsche trug ich ein weißes Hemd und eine lose Krawatte, in der Hand hielt ich eine schwarze Hose. Was waren das für Kleider? Ich trage nie Krawatten! Ich war doch direkt nach der Arbeit nach Hause

gegangen, wie kam ich zu diesen Sachen? Die Verwirrung wandelte sich mehr und mehr zur Panik, aber ich zwang mich zur Ruhe, atmete mehrmals tief ein und aus und zog mich an.

Mein Herz schlug bis zum Hals und dröhnte in meinem Kopf, als ich die Türklinke berührte, aber sie öffnete sich ohne einen Laut. Ein Gang mit ein paar Türen sog meinen Blick auf. Wo war der Ausgang? Gab es überhaupt einen? Vorsichtig schlich ich zur ersten Tür, wobei ich mich dauernd umsah, als schleppte ich ein unsichtbares Verhängnis hinter mir her, aber das Schweigen blieb beharrlich, und nichts brach aus dem Dunkel der Wohnung hervor.

Die erste Tür stand weit offen, ein Kinderzimmer, wie ich schnell erkannte. Der kalte Mond beleuchtete vereinsamte Bauklötze, die wie nach einem jähnen Unglück herumlagen. Ich wollte mich gerade abwenden, als ich ein Atmen aus dem Kinderbett vernahm. Mit einem sinnlosen Lächeln im Gesicht schlich ich näher. Ein kleines Bett stand vor mir, bei dem man die Gitter hochgezogen hatte. Wie friedlich sah dieser Kindheitskäfig aus! Bäuchlings lag dort ein pummeliges kleines Wesen, das nach Schlaf roch. Die Backen waren rot angehaucht, und das noch spärliche Haar schimmerte feucht. Das Kind hatte eine kleine geballte Hand durch das Gitter gestreckt. Ich beugte mich über die Hand, um sie zu streicheln, als ich zwischen den Fingern die Beine eines großen Insekt herausragen sah, die noch ein wenig zuckten. Angewidert hielt meine Hand in der Bewegung inne. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen, als ich bemerkte, dass das Kind die Augen geöffnet hatte und mich stumm beobachtete. Hastig und in Erwartung des Kindergeschreis floh ich zurück auf den Gang. Die Stille schwachte über mir zusammen.

Ohne weiter auf das Vermeiden von Geräuschen zu achten, floh ich an anderen Türen vorbei hinaus, rannte durch das Treppenhaus, bis ich auf dem Bürgersteig einer stummen Straße stand.

Ich lief durch die fremden Straßen und quälte mich mit den Fragen, wo ich war, in wessen Wohnung ich gewesen war und wie ich zu dieser Kleidung gekommen war. Die Häuser waren dunkel, die Straßen menschenleer; manchmal rannte ich mit hallenden Schritten, manchmal schlich ich nur grübelnd über das Pflaster. Schließlich kauerte ich im Eingang eines Geschäfts, als ein Polizeiwagen durch die Straße fuhr. Ich dachte erst, dass er weiterfahren würde, doch plötzlich leuchtete mich eine Taschenlampe an. Geblendet hörte ich, wie man nach meinem Namen fragte. Ich erklärte, dass ich mich verirrt hätte, aber in den Stimmen der Männer war kein Mitgefühl. Sie hielten mich für einen Säufer. Man packte mich in den Wagen und fuhr mich zu meiner Heimatadresse. Ich war fassungslos, es war gar nicht weit gewesen.

Mit zitternden Fingern schloss ich die Tür auf. Zu Hause! Ein Blick zeigte mir mein gewohntes Mobiliar, den Geruch meines Heims und meine Frau, die im Schlafzimmer tief und fest schlief. Vor Kälte und Angst zitternd streifte ich meine Kleider ab und kroch unter die Decke. Ohne wach zu werden drehte sich meine Frau um, bis sie mir zugewandt war. Ihre Hand legte sich auf meine Brust, und eine befriedigtes Seufzen taumelte aus ihren Träumen empor.

Langsam entspannten sich meine Muskeln, als die wohlige Wärme in mich hineinkroch. Doch war immer noch etwas Unruhe in mir, so dass ich den Schlaf zurückdrängte. Ich schob ihren Arm vorsichtig beiseite, um im Badezimmer einen Schluck Wasser zu trinken. Kaltes Neonlicht strahlte auf mich herab, als sich das Glas füllte. Das Glas Wasser an den Mund gesetzt betrachtete ich mein Spiegelbild über dem Waschbecken, doch ich war es nicht.

*

Eine Geschichte, ja, ein Nachtmahr, mehr nicht, und trotzdem bleibt da die Frage: Kann ich mir meiner sicher sein? Kenne ich mich? Vielleicht kennt ihr das Johari-Fenster, benannt nach den Sozialpsychologen Joseph Luft und Harry Ingham. Sie teilen die menschliche Persönlichkeit in vier Bereiche auf. Es gibt zum einen den öffentlichen Bereich meiner Person, all das, was ich von mir weiß und was andere von mir wissen. Zweitens gibt es den geheimen Bereich, das, was ich von mir weiß aber andere nicht wissen. Der dritte Bereich ist der blinde Fleck, der das beinhaltet, was andere von mir wissen, was mir selber aber nicht klar ist. Und schließlich ist da die Zone des Unbekannten, des Fremden, das, was weder ich noch andere von mir wissen. Es gibt da etwas in mir, das sich mir erst im Laufe meiner Lebenszeit enthüllen wird. Wird es mir gefallen? Ich bin sicher, nur teilweise. Vor etlichen Jahren sah ich in Mannheim eine Inszenierung von Macbeth, die mich tief berührt hat. Es war wie ein Blick in einen dunklen Spiegel, der in dem mörderischen Geschehen auf der Bühne mir etwas über mich zeigte, dass diese dunklen Triebe auch in mir leben.

Jean Paul schreibt dazu: „In jedem Menschen wohnen alle Formen der Menschheit, alle ihre Charaktere, und der eigene ist nur die unbegreifliche Schöpfungswahl einer Welt unter der Unendlichkeit von Welten, der Übergang der unendlichen Freiheit in die endliche Erscheinung.“⁶

Ihr müsst jetzt nicht nachts die Türen abschließen, weil ich wie Macbeth im Schönblick umgehen werde. Dieser Bereich meiner Person ist - zum Glück oder aufgrund der Gnade Gottes - nicht „in die endliche Erscheinung“ übergetreten, aber er ist in mir vorhanden. Vielleicht befinden sich in diesem fremden Spiegel die Fötten meiner Zwillinge, die auch hätten sein können.

Selbst

Ich fühle die Haut von innen
Stoße mit ihr an die Welt
Taste in den Tag hinein

In mir Fremde
Um mich herum Fremde
Bin ich nur die Haut

⁶ Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1841, Bd.I., S.263

Menschsein ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Glaube ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Wir verlassen etwas Gewohntes und gehen auf etwas Fremdes, Neues zu. Die Menschwerdung umfasst unser ganzes Leben von der Geburt bis zu unserem Tod und vielleicht sogar darüber hinaus. Paulus benutzt das Bild vom Rennen im Stadion: „Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen bin; ich jage ihm aber nach, um es zu ergreifen, nachdem ich von Christus Jesus ergriffen bin. ... Ich vergesse, was dahinten liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir liegt, und jage auf das Ziel zu...“⁷

Mir sind Christen begegnet, die verstanden ihre Bekehrung als die Ziellinie, ihr Glaube war über Jahrzehnte hinweg kindlich geblieben. Oder mit Paulus Worten gesagt: Sie vertrugen nur Milch und keine feste Speise.

Nein, der Prozess des Christwerdens ist die Startlinie. Hier geht es erst los, wir verlassen das Gewohnte, die Heimat, und starten in das Abenteuer der Fremde.

Mein Glaube hat sich von den Anfängen bis heute verändert. Viele meiner Antworten und Gewissheiten sind mir im Laufe der Zeit abhanden gekommen, die Zahl der Fragen hat sich vermehrt, aber in diesem Prozess ist mein Glaube gewachsen. Alle selbst gezimmerten Geländer und Gehhilfen müssen angesichts des weiten Raumes, auf den Gott meinen Fuß setzt, wegfallen, denn sie führen nur in den Selbstbetrug.

Mein Lieblings-Religionsphilosoph Miguel de Unamuno hat dies sehr radikal formuliert: „Diejenigen, die glauben, dass sie an Gott glauben, aber dies ohne Leidenschaft in ihrem Herzen tun, ohne Qual des Geistes, ohne Ungewissheit, ohne Zweifel, ohne ein Element der Verzweiflung selbst in ihrem Trost, die glauben nur an den Gottesgedanken, nicht an Gott selbst.“⁸

In meiner Schule in Wetzlar begegne ich Schülern, die nicht glauben können oder wollen, das ist der eine Pol, in den Kirchen und Gemeinden begegnen mir Menschen, die verbissen auf ihr Gottesbild, ihre Gottesvorstellung starren, das ist der andere Pol. Und bei beiden packen mich Ohnmacht und Trauer.

Trauer und Tragik

Ein Lied voller Trauer
die Menschen,
die irgendwie irgendetwas glauben
manchmal.
Nie erlebten sie Leib Christi,
sahen nur Kirche
und verloren die Heimat.

⁷ Phil 3,12f

⁸ Miguel de Unamuno, Das tragische Lebensgefühl, München 1925, S. 241

Aber keine griechische Tragödie
reicht an den Abgrund
der Frommen,
deren Leben die Kirche ist,
die zu glauben glauben.
Keine Illusion
wird mit mehr Gewalt verteidigt.

An anderer Stelle führt Unamuno den Gedanken, dass sich lebendiger Glaube vom Zweifel nährt, weiter aus: „Im Gegenteil, es war ein wirklicher und lebendiger Glaube, der sich vom Zweifel nährt. Denn nur jene, die da zweifeln, glauben in Wahrheit und die nicht zweifeln und deren Glauben niemals Versuchungen ausgesetzt ist, die glauben nicht wirklich. Der wahrhafte Glaube stützt sich auf den Zweifel, auf Zweifel, die seine Nahrung sind. Er nährt sich von ihnen, und er wird errungen von Augenblick zu Augenblick, ebenso wie das wahrhafte Leben auf dem Tode beruht und sich von Sekunde zu Sekunde erneuert, denn es ist eine kontinuierliche Neuschöpfung. Ein Leben, ohne irgendeine Art des Todes in ihm, ohne Vernichtung und Auflösung in seinem Werden und unaufhörlichem Entstehen, wäre nichts anderes, als ein dauernder Tod, eine versteinerte Ruhe. Die nicht sterben, leben auch nicht. Die leben nicht wahrhaft, die nicht jeden Augenblick sterben, um sofort wieder aufzustehen; und die nicht zweifeln, glauben nicht. Der Glaube erhält sich lediglich dadurch, dass er ständig neue, sich ewig erneuernde Zweifel beschwichtigt und auflöst, und dass er immer wieder aufs neue die Zweifel, die sich aus der Auflösung der früheren ergeben, zerstreuen muss.“⁹

Früher sagte man mir, ich solle nicht zweifeln, sondern fest im Glauben stehen. Aber wie soll ich diesem heimatlosen Gott, der immer unterwegs ist, nachfolgen, wenn ich fest bin und stehe? Nein, die Fragen bringen mich weiter, sie lösen mich aus meiner Verfestigung. Die Frage und der Zweifel führen mich zu ihm, denn sie sind auf etwas gerichtet, dass nicht ich bin. Sie sind der Beginn des Dialogs. Manchmal findet dann mein Wort Antwort, aber oft erntet meine Frage Gegenfrage. Wer ich bin, wer ich sein könnte... Und er lockt mich hinaus in das Wagnis der Menschwerdung.

Wie kostbar sind die seltenen Momente, aus der eigenen Begrenzung herauszutreten, hinausgeschleudert zu sein, in einem unerwarteten Moment außer sich zu sein. Die einen nennen es Ekstase, die anderen nennen es Transzendenzerfahrung, ich möchte es nicht benennen, weil es zu wertvoll ist. Erst wenn ich außer mir bin, erkenne ich mich durch ihn. Manchmal führt das zu einem selbstbewussten Gebet:

⁹ Miguel de Unamuno, Das Leben Don Quijotes und Sanchos, München 1926, Band 2; S. 37

Selbstbewusstes Gebet

Aufrecht und aufrichtig
stehe ich vor Dir,
denn mein Erschaffensein
durch Dich
schafft meinen Wert.

Wenn ich nicht wäre,
fehlte Dir etwas?
Und könntest Du noch sein,
wenn Mangel in Dir wäre,
Dir etwas fehlte?

Das Sandkorn und die Welt
werden eins im Punkt,
in dem sie sich berühren.
So Du und ich, mein Gott,
Auge in Auge.

Du, das ganze Sein,
ich, der flüchtige Moment.

Von den letzten Dingen/ De Novissimis

De Novissimis

Leben ist Exil,
dabei trotzdem Mensch zu sein - Gnade,
- wie sperrig dies Wort auf der Zunge! -
Der harsche Bruder am Ende:
Exodus, ja, Exodus.
Gelobtes Land?
Was, wenn die Hoffnung senil würde
wie die Geschichte?
Vielleicht muss sie sterben
als Maut auf der Schwelle zum anderen
und kehrt als Auferstehung wieder.
Wir werden sehen...

Die Jahreslosung für dieses Jahr lautet: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern wir suchen die zukünftige.“¹⁰

Das Jenseits, ist das endlich der Ort, an dem wir fußmüden, seelenmüden Nachfolger zur Ruhe kommen können? Ist dort die *bleibende Stadt* mit einem Gasthof „Zur Ewigkeit“, mit Fremdenzimmern und durchgehend warmer Küche? Lässt sich Gott, der immer schon einen Schritt weiter ist, hier erhaschen? Können wir dort Hütten bauen, wie es Petrus bei Christi Verklärung wollte?

In der Erzählung *Leaf by Niggle*¹¹ schildert J.R.R. Tolkien einen Maler, der an einem großen Landschaftsbild arbeitet. Sein Bild wird und wird nicht fertig, zum einen weil er sich zu sehr an den Details aufhält, zum anderen weil er dauernd seinen Nachbarn helfen muss. Schließlich muss der Künstler eine Reise mit der Bahn antreten und fährt durch einen Tunnel. Diese Reise ist eine Allegorie für den Tod. Als der Künstler am Zielbahnhof aussteigt, sieht er eine wunderschöne Landschaft mit Blumen, einem riesigen Baum und Bergen am Horizont. Es dauert eine Weile, bis er erkennt, dass diese Landschaft sein vollendetes Gemälde ist und dass es Wirklichkeit geworden ist. Er beginnt in seine Landschaft hineinzutwandern, immer weiter hinein, hinauf zu den Bergen und zu dem, was hinter den Bergen kommt.

Ist es nicht eine schöne Vorstellung, dass unsere künstlerische Arbeit, die so oft unverstanden und unvollkommen bleibt, bei Gott verstanden wird und im Jenseits vervollkommen wird? Tolkiens Jenseitsvorstellung ist nicht statisch. Es gibt zwar ein Ziel, aber es ist kein Schlusspunkt. Die Wanderung geht weiter.

Ich selbst habe mir in folgenden Versen Gedanken zu diesem Thema gemacht:

Erweckung

Vielleicht weckt uns Gott aus unserem Glauben,
Eines Tages und alles war ein Traum.
Die alten Gewissheiten schmerzen als Kater
Nach einer lang durchzechten Nacht.
Die Liebe, von der wir immer sprachen,
- Wir kannten sie nur vom Hörensagen
Und übten sie nicht - stillt uns Verdurstende.
Unsere immer sieghaft bekennenden Worte versiegen,
Unser Blick erlischt in deinem Auge.
Du bist dort, wo wir dich nicht vermuteten.
Die Fahrt hat ein Ende und beginnt erst.

¹⁰ Hebr 13,14

¹¹ J.R.R. Tolkien, Leaf by Niggle, deutsch: Blatt von Tüftler, in: J.R.R. Tolkien, Fabelhafte Geschichten, Stuttgart 1980

Ein letztes Mal erfreue oder befremde ich euch mit Miguel de Unamuno. Er schreibt in seinem Werk *Das Leben Don Quijotes und Sancho Pansas*: „Ich weiß, dass es Sanchos gibt, die sich die ewige Seligkeit und Herrlichkeit wie ein ewiges Nichtstun, wie ein himmlisches Gefilde vorstellen, wo sie sorglos hingestreckt daliegen und die ewige unerschaffene Sonne immerdar leuchten und strahlen sehen. Aber für diese muss der höchste Lohn in dem Nichts bestehen, in einem nie endenden Schlaf ohne Träume und ohne Erwachen. Sie sind schon als müde Menschen geboren, die alle Lasten ihrer Ahnen und Urahnen auf ihrem Rücken tragen. Mögen sie ausruhen auf ihren Enkeln und Enkelkindern, indem sie in den Tiefen ihrer Seelen weiterschlummern. Und mögen sie hoffen, dass Gott sie einmal erwecken und zu der göttlichen Arbeit berufen werde. Sei überzeugt, Sancho, wenn am Ende der Tage und zu guter Letzt, wie dir verheißen ward, eine selige Vision Gottes auf uns niedergesandt wird, so wird diese Vision ein Traum von Arbeit sein, von einer fortwährenden, sich nie erschöpfenden Eroberung der höchsten und unendlichen Wahrheit, und ein Sichvertiefen, Untertauchen und immer tieferes Versenken in die bodenlosen Abgründe des ewigen Lebens. Die einen werden sich diesem ruhmreichen Untertauchen stürmischer und eifriger hingeben, als die anderen, werden tiefere Tiefen erreichen und sich höhere Genüsse erringen, aber untertauchen werden alle: unaufhörlich und ohne Ende. Wenn wir alle der Unendlichkeit zustreben, wenn wir uns alle einmal „verunendlichen“, dann wird das, was uns voneinander unterscheidet, nur noch darin bestehen, dass die einen schneller, die anderen langsamer forschreiten, die einen in stärkerem Maße wachsen werden, als die anderen. Allein; voranschreiten aber werden sie alle, alle werden wir ständig wachsen und uns alle dem unerreichbaren Ziele nähern, das jedoch keiner von uns je ganz erreichen wird. Es ist ein Trost und ein Glück für jeden von uns, zu wissen, dass er einmal dorthin gelangen wird, wo ein anderer sich bereits befand, und dass keiner an irgendeiner Stelle halt machen und stille stehen wird.“¹²

Das Jenseits als Arbeit, für viele eine erschreckende Vorstellung, aber nicht für uns Künstler. Unsere Kreativität ist Ausdruck unserer Gottesebenbildlichkeit. Wenn wir untätig in einem perfekten statischen Jenseits sein sollten, ginge es uns schlechter als Ludwig Thomas *Münchner im Himmel*. Das Arbeiten, das Voranschreiten, das Wachsen, das Sichvertiefen, von dem Unamuno spricht, das entspricht unserm Wesen. Deswegen verlassen wir unsere Heimat, um Gott zu folgen in die Fremde, um der zu werden, den er in uns sieht.

¹² Miguel de Unamuno, *Das Leben Don Quijotes und Sanchos*, München 1926, Band 2; S. 115f

Schluss:

Lebenslang

Lichtseits geboren
wachse ich wurzelwärts,
dabei ungestillt all die
Sehnsucht windabgewandt.

Glaubensgrund lagert
hinterrücks und unbedenklich,
heilsbedingte Gewissheiten
sind randständig abgedrängt.

In aller Aufrichtigkeit
Neigt sich herbstliches Wissen,
gut verborgen im Lebenslaub
gefruchtete Weisheit. Zu gut.